

## Vierter Tag

*Rawls et. al. – Selbsterkenntnis – Chinesin, Chinakritik – R., Hohelied, Erniedrigten und Beleidigten, Schiller – M., Wokeness*

### Vormittag

*Rawls et. al.*

Wir hatten am dritten Tag also unsere Menschheitsgedanken vorgetragen, was ziemlich flüssig vonstatten gegangen war. Am heutigen Morgen rekapitulierte eine Teilnehmerin wie folgt: Die Menschheit spielt in verschiedenen Ländern und Kulturen nicht die gleiche Rolle, in manchen fast gar keine, in anderen, heute oder in der Vergangenheit, eine größere; aber sie lag auch nicht außerhalb jedes Denkhorizonts, und es gab auch heute niemanden mehr, der sich irgendwie gar nicht dazuzählte, aber sicher nicht alle mit gleicher Intensität. (Wenn man auch, wie ich anmerken möchte, in China noch großen Wert darauf legt, von einem anderen Affen abzustammen als der Rest der Menschheit.) Außerdem gab es andere Großkollektive, denen ihre Angehörigen vielleicht ähnliche Verehrung entgegenbrachten wie gewisse Westler der Menschheit. Es war uns nicht gelungen, wirklich zu verstehen, woher solche Gefühle kamen. Oder wie sie zu beurteilen waren.

Das war eine nüchterne Bilanz der letzten Runde dieser Debatten, die allgemein akklamiert werden konnte. Nur waren wir in diesem einen entscheidenden Punkt noch keinen Millimeter vom Fleck gekommen. Was wir uns hier erarbeitet hatten, hätte überall sonst auf der Welt passieren können und zeichnete uns nicht aus, machte nichts aus uns. Was ich oben als Anmerkung meinerseits ergänzt habe, wurde nun im Plenum aufgegriffen.

„Aber“, sagte jemand, „wir als Urheber dieser Ideen sind doch etwas Besonderes. Es gibt sicher keine zweite Versammlung wie diese auf der Welt.“

„Das glaube ich nicht“, sagte jemand anderes. „Was soll denn das Besondere an uns sein? Was unterscheidet uns von tausend Gremien und Konferenzen, die sich mit Fragen von globaler Tragweite befassen? Tausend Uniseminare, an denen über Menschheitskonzepte verschiedener Kulturen diskutiert wird. Das Besondere an uns ist nur, dass wir weniger Sachverstand haben und außerdem als Gruppe etwas undefiniertes sind, in jeder Hinsicht. Jedenfalls sicher kein Uniseminar ...“

„Grade das ist es ja. Das Mysteriöse, wie du sagst „Undefinierte“, Unberufene, irgendwie Unfundierte ist das Besondere an uns. Haben wir das nicht mit der großen Menschheit – wenn wir die kleine sind – gemein? Ist das nicht unser Alleinstellungsmerkmal? Dieses Freischwebende, ich weiß nicht, wie ich's noch sagen soll, einfach so Hineingeworfene. Vielleicht sollte man das ausbauen, irgendwie forcieren. Und dann gibt es eine zweite Möglichkeit ...“

Der andere fiel ihr ins Wort: „Wie stellst du dir das vor, 'das Mysteriöse forcieren'?“

„Wir sind etwas Unbestimmtes. Treiben wir das auf die Spitze. Seien wir vorsätzlich so unbestimmt wie möglich, das Allerunbestimmteste, was es gibt, nämlich nichts anderes als Menschen – was ja unser Thema und Leitfaden ist, nicht? Als solche wenden wir uns noch einmal unseren Problemen zu und versuchen, Lösungen zu finden, die nur wir finden können. Weil nur wir über jeder materiellen Verstrickung in die Dinge stehen. Wir finden als bloße, vorurteilslose und nicht selbst interessierte Menschen gerechte Lösungen für alle Menschheitsprobleme.“

Die anderen waren beeindruckt oder verwirrt oder beides, jedenfalls trat eine längere Pause ein.

Während dieser Pause kam mir ein amerikanischer Philosoph in den Kopf, mit dem ich mich vor langer Zeit im Studium ein wenig beschäftigt hatte, weil mir seine Ideen so

interessant erschienen waren. Aber ich hatte zu vieles vergessen und hielt es auch für unpassend, an diesem Punkt westliche Gelehrsamkeit ins Spiel zu bringen. Jedenfalls, so viel wusste ich noch, hatte die Dame, die für vorsätzliche „Unbestimmtheit“ eintrat, damit einen Weg beschritten, der wohl in die gleiche Richtung führte. Wer weiß, dachte ich, vielleicht waren wir doch Opfer einer Verschwörung: von Rawlsianern ...

[John Rawls, 1921 – 2002, einer der wichtigsten politischen Philosophen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Übrigens hat diese kluge, offenkundig nicht zu den gebildeten Klassen gehörende, dem Äußeren nach vielleicht aus dem indigenen Südamerika stammende Frau noch eine zweite wichtige Strömung der Philosophie im vergangenen Jahrhundert sozusagen angerissen, nämlich den „Existenzialismus“. Er sieht den Menschen als einen „Geworfenen“ ...

Die Herausgeberin]

Das Problem konnte höchstens sein, dass Rawls' Gedankenexperiment in einer langen philosophischen Tradition stand, die man vielleicht besser kennen sollte, bevor man sich darauf einließ. Ich erläutere trotzdem kurz den einfachen Grundgedanken – nachdem ich meine verblassten Erinnerungen inzwischen ein wenig aufgefrischt habe.

Wie richten wir die Welt gerecht ein? Indem wir uns vorstellen, im Moment ihrer Einrichtung zwar über alle Zustände darin informiert zu sein, aber nicht über unsere eigene Rolle. Wir stellen die Regeln für die gerechte Welt auf, bevor wir selbst, mit einer bestimmten Identität ausgestattet, auf ihr ankommen. Unter diesen Umständen ist uns die Möglichkeit genommen, uns selbst irgendwelche Vorteile zuzuschancen.

Ich müsste dann unbedingt ein Interesse an einer bestimmten Art einer guten Ordnung haben; konnte ich doch, in der Welt angekommen, ebensogut zu denen gehören, die unter einer ungerechten Ordnung litten wie zu den Profiteuren. Wusste ich nicht, ob ich als Mann oder Frau, als Reicher oder Armer, als Schönheit oder als hässlicher Mensch, als Starker oder Schwacher auf die Bühne der Welt treten würde, würde ich mich schon im eigenen Interesse um faire Regeln bemühen, also Regeln, die mir in all diesen Fällen zumindest den geringstmöglichen Schaden zufügten. Die Regeln, die man unter dieser Voraussetzung aufstellt, werden gerechte Regeln sein.

Alles wunderbar. Wir brauchten also nur noch Lösungen oder Regeln aus einer Nur-Mensch- oder Präexistenz-Perspektive heraus zu finden oder aufzustellen. Hätten wir so eine bessere, gerechtere Welt entworfen, würden dann umgehend unsere Gastgeber für deren Umsetzung in die globale Tat sorgen.

Ich habe es schon angedeutet: dieses Vorhaben – und zwar schon sein erster Teil – konnte nur kläglichst scheitern. Die Frage war nur, wie lange wir brauchen würden, um das einzusehen. So genial die Idee, so schwierig war es, irgendetwas Praktisches daraus abzuleiten. Natürlich konnte sich aus diesen Gedankenexperimenten nicht mit zwingender Logik eine gerechte Einrichtung der Welt ableiten lassen, wie man eben so die Stufen hinaufgeht. Wir verliefen uns schnellstens in dem ungeheuren Labyrinth, das sich jenseits unserer Ausgangsthesen auftat. Ich übergehe die kläglichen Versuche, die wir unternahmen, mit gnädigem Schweigen.

## Mittag

*Eine Chinesin*

Meine beste Freundin Fatma und ich hatten beim Mittagessen endlich wieder einmal ausführlich miteinander geplaudert. Dabei folgte L. wie immer aufmerksam unserem Gespräch, ohne selbst viel beizutragen. Mir fiel erst jetzt wieder der hinreißende Anblick dieses schlanken, aber ganz und gar nicht flachbrüstigen Mädchens auf dem Brunnenrand ein, der mich gestern so angezogen hatte. Als wir uns gerade auf unseren üblichen Spaziergang begeben wollten, trat die junge Frau aus China, die am Vortag an die chinesischen Demütigungen erinnert hatte, auf mich zu. Ich begrüßte sie freundlich

auf Chinesisch, was sie sofort aus ihrer scheuen Trübsal riss und mir ihr Herz öffnete. Mein Chinesisch reichte bei Weitem nicht mehr aus, um anspruchsvollere Konversation zu bestreiten, aber darauf kam es ihr gar nicht an. Sie wollte übrigens über die Bemerkungen mit mir sprechen, die ich weiter oben über den Wiederaufstieg Chinas, seine Rolle in der Welt und über die Kommunistische Partei gemacht habe. Sie freute sich, dass ich nachvollziehen konnte, wie schwer die „Demütigungen“ für die Chinesen auch heute noch wogen, wie stolz man sei, diese Zeit der Schwäche überwunden zu haben. Aber sie wunderte sich auch, dass ein offenbar so gebildeter und empathischer Mensch, noch dazu ein Deutscher, einer aus dem Land von Karl Marx – ihr Vater hatte sogar einmal Trier besucht –, den Kommunisten so feindselig gegenüberstehe. Gerade denen sei doch alles zu verdanken ...

[Trier ist die Geburtsstadt von Karl Marx. DH]

Ich hatte nun bei aller Liebe zu ihrem faszinierenden Heimatland, in dem ich mich zwei Jahre aufgehalten hatte, nicht die geringste Lust, den korrupten faschistoiden kleptokratischen Zwangsneurotikern von der KPCh (Lesen Sie z. B. mal das Wen-Jia-Bao-Bulletin nach) irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Aber es blieb nur wenig Zeit bis zu unserer Nachmittagssession. So verabredeten wir uns für den Abend, um das Gespräch fortzuführen.

## Nachmittag

*Würde Option 2 weiterführen?*

„Sie hatten noch eine zweite Möglichkeit angedeutet?“ Die Frage galt der einfallsreichen Dame, die uns gestern auf die Spuren von John Rawls gesetzt hatte.

„Das ist etwas schwieriger. Es ginge nicht darum, eine gerechte Welt zu entwerfen, sondern um eine Art „Selbsterfahrung“ als Menschen ...“

Mir kamen Bedenken. Wollte die Dame den esoterischen Weg einschlagen? „Selbsterfahrung“ war im Westen ein altes – romantisches – Projekt, und der Weg nach innen ein Heilsweg, auf dem einem die komischsten Käuze begegnen konnten (inklusive natürlich der, der man selbst war). Und das in menschheitlichem Maßstab? Oder wenigstens mit ein paar Dutzend Leuten, die man alle kaum kannte?

Die Dame besaß aber, wie sich ja gestern schon erwiesen hatte, durchaus einen klaren Kopf. Es sollte darum gehen, sozusagen unsere Essenz als Menschen zu erkennen, das, was uns im Innersten ausmachte, um sich vielleicht den Nöten unserer Welt, mit einer solchen Erkenntnis ausgestattet, in anderer, fruchtbarer Weise widmen zu können. Aber wie konnte das nun wieder gehen? Sollten wir versuchen, auf uns als Menschen und nichts anderes als Menschen sozusagen zu fokussieren? Menschheitsmeditationen veranstalten? Oder die andern fragen, was sie in uns erblickten, wenn sie sich alles Äußerliche oder Zufällige wegächteten? Also wie käme man an den wahren, eigentlichen Menschen heran? Und was genau wäre mit ihm anzufangen?

„Das klingt alles wunderbar und sehr tief“, sagte da ganz in diesem Sinne jemand, ein wie ich wusste armenischer Bauunternehmer und sehr sympathischer und temperamentvoller, manchmal auch jähzorniger Mensch, leider mit einer leisen antisemitischen Ader (Opferneid?), „aber könntet ihr auch mal erklären, wie sich das umsetzen lässt? Und worauf es hinaus soll? Und was konkret wir dann tun, wenn wir uns „gefunden“ haben ...?“

Der Beiträger klang schon wieder ein wenig gereizt, und ich konnte das verstehen, hatte er doch meine eigenen Gedanken aus dem letzten Absatz teils fast wörtlich übernommen. Wir hatten jetzt drei Tage lang debattiert, interessante Dinge gehört und Einblicke erhalten, aber trotzdem nicht den Eindruck, uns selbst oder irgendetwas sonst nach irgendwohin *bewegt* zu haben. Wir waren nach wie vor nichts weiter als eine bunt zusammengewürfelte oder -geworfene Gruppe von Menschen, die sich sozusagen selbst nicht kannte, keine Identität hatte, nicht weil es ihr nicht gelang, sich ins eigene Herz

zu blicken, sondern weil sie nicht wusste, ob sie einen Auftrag auszuführen hatte, wie der Auftrag lautete ... Kurz, es kam langsam das Gefühl auf, dass die Regeln, nach denen wir uns hier zu spielen bemühten, nicht für ein Spiel taugten. Dass aus ihrer Befolgung nichts Lebendiges entstand. Dass eben alles nur Blablabla war, wie Greta Thunberg vor Kurzem noch in anderem Zusammenhang geäußert hatte. Es war nicht einzusehen, weshalb gerade unser Beitrag zu überall geführten Debatten von besonderer Bedeutung sein sollte, wenn wir nicht angeben konnten, was uns vor anderen Debattenteilnehmern auszeichnete. Oder wie dieses Auszeichnende unseren Beitrag von den anderen abheben sollte.

Es war übrigens der vierte Tag, uns blieb vielleicht noch eine Stunde bis zum üblichen Schlusspiff gegen fünf Uhr. (Ich habe alles Vorausgegangene an diesem Tag sehr gerafft, weil sicher niemand mehr Lust hat, ständig nur auf Irrwegen zu wandeln.) Die Stimmung war also gereizt oder gedrückt wie bisher noch nie. Aber wie wir wissen (jedenfalls in Deutschland, dank einem unserer großen Dichter): „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“. Oder von anderswoher: „Ist die Nacht am dunkelsten, ist der Tag am nächsten.“ Tatsächlich lagen schon Dinge bereit, die zu mehr Optimismus Anlass hätten geben können, und die wir auf gewisse Art *wussten*, aber uns nicht *bewusst machten*. Einige Äußerungen der vergangenen Tage hätten uns auf die richtige Bahn bringen können, und gerade auch die letzten, auf „Selbsterkenntnis“ setzenden Vorstöße hätten durchaus wegweisend sein können. Aber erst am übernächsten Tag sollte uns ein weiterer kluger Mensch aus unserer Versammlung zur Erleuchtung verhelfen.

Denn aus unserer Frustration heraus beschlossen wir, den nächsten Tag mit einem Programm von ganz anderer Ausrichtung zu bestreiten. Es sollten sich keine überzogenen Erwartungen daran knüpfen, so dass es auch nicht zu Enttäuschungen führen konnte. Trotzdem sollte es allgemeines Interesse wecken. Wir wollten uns nämlich, nach den zu vergeistigten Versuchen des Kennenlernens, auf irdisch-handfestere Art übereinander informieren. Wir beschlossen, den ganzen nächsten Tag über nur Berichte – und sie mussten spannend sein – über die Länder unserer Versammlungsteilnehmer zu hören.

Wie man schon gehört hat, waren unsere Tage in anderer Hinsicht durchaus mit happy ends, nämlich im Bett (oder Heu), beschlossen worden. Interessant ist: auch diese Tatsache, samt Aussicht auf Perpetuierung, konnte uns nicht ganz darüber hinwegtrösten, dass es mit der Menschheit nicht voranging.

## Abend

*Chinesische Oppositionelle – Eine Israelin – „Die Erniedrigten und Beleidigten“*

Ich fühlte mich, ich konnte es mir nicht länger verbergen, zwar immer stärker zu L. hingezogen, aber wann immer ich Gelegenheit suchte, ihr alleine nahe zu sein, kam etwas, d. h. meistens jemand, dazwischen. An diesem Abend rächte sich, dass ich am Mittag die ernste junge Frau – sie mochte Anfang dreißig sein – auf Chinesisch angesprochen und so für mich eingenommen hatte. Sie wollte sich ja noch mit mir über ihr Heimatland austauschen, was wiederum einen Spaziergang erforderlich machte. Ich wäre lieber in der Nähe von L. geblieben.

Allerdings war die junge Frau, mit der ich gerade spazierenging, dabei großen Abstand von der Alten Scheune haltend, in der gestern mein wahrscheinlich letzter Auftritt in diesem Leben als Heustadel-Lover stattgefunden hatte, nicht nur ein ernsthafter, sondern auch ein sehr sanfterziger und einfühlsamer Mensch, dessen Herzenswärme mir bald ins Gemüt drang.

Ich berichtete ihr also, doch anfänglich mit einer gewissen Zurückhaltung, von meinen Erfahrungen in China, wo ich mich zwei Jahre lang aufgehalten hatte. Dies zu einer Zeit, als die ganze Schärfe der wiederauflebenden Repression unter Xi Jinping noch nicht abzusehen war. Man konnte noch hoffen. Jedenfalls habe ich damals die Lage nicht als kritisch genug beurteilt, um aus politischen Gründen den Aufenthalt in dem

Land abzulehnen – wie es dagegen heute der Fall wäre, wenn ich noch einmal ein Angebot erhielte, und sei es das bestdotierte aller Zeiten. (Während ein paar deutsche Automobilhersteller mittlerweile ein Drittel ihres Umsatzes in dem Land machen; und uns alle an die Kommunisten verkaufen würden, um darauf nicht verzichten zu müssen. Natürlich mit dem Argument, dass von der Autoindustrie in Deutschland „jeder sechste Arbeitsplatz abhängt“. Und mit besten Chancen, die Deutschen zu überzeugen, dass ein Leben ohne Auto viel entsetzlicher ist als ein Leben ohne Freiheit. Und sogar die chinesischen Kommunisten werden schlau genug sein, kein Tempolimit auf deutschen Autobahnen einzuführen.)

Also: meine Erfahrungen mit der notgedrungen schweigenden Opposition. Am eindrücklichsten war folgende Szene. Ich hatte im Rahmen einer Informationsveranstaltung für junge Chinesen, die in Deutschland studieren wollten, einen kleinen Vortrag gehalten. Anschließend leerte sich der Raum rasch, schließlich blieb ich, meine Unterlagen ordnend, alleine mit einer jungen Frau, die etwas umständlicher als nötig ihre Schreibutensilien und Brille in einem Rucksack verstaute. Wir kamen ins Gespräch, einen merkwürdig unverankerten Minidialog, von dem ich, ohne noch zu wissen, was ihn vorbereitet hatte, nur den einen Satz erinnere: „I don't like the Communists.“ Ich wusste nur ein paar Belanglosigkeiten zu erwidern. Die junge Frau stand bald auf und ging. Vielleicht war sie nur geblieben, um diesen Satz einmal in Gegenwart eines anderen Menschen aussprechen zu können. Oder ist das zu pathetisch? Y. wusste natürlich selbst, dass es in China Menschen gab, die die Kommunisten nicht mochten. Aber ob sie diesen Satz schon einmal in der Öffentlichkeit hatte sagen hören?

+ Frage an Teilnehmerin: Interessieren Sie sich für Politik? Antwort: Politik ist gefährlich. Wenn Sie zu viel über Politik sprechen, kommt die Polizei.

+ TN, die Hongkong vorbildlich fand wg. Pressefreiheit usw. (2016)

+ andere TN hier in Deutschland, Xi Jinping = Kim Jongun ...

[Verfasser im Stichwortmodus. Er wollte wohl noch einige andere Beispiele für innerchinesische Kritik an der chinesischen Politik anführen ... von denen er auch mir berichtet hat. DH]

Wenn man übrigens damit einverstanden ist, dass andere ihre abweichende Meinung nicht äußern dürfen – weil daraus Unfrieden in der Gesellschaft entstehen könnte, wie das beliebteste Argument lautet –, dann sollte man wenigstens bedenken, dass diese Haltung auf die eigene Person zurückfallen kann. Der Mensch ist lernfähig und ändert bisweilen seine Ansichten, jeder Mensch. Wer heute noch den Kommunisten traut, ist morgen vielleicht eines Besseren belehrt – und hat sich dann selbst zum Schweigen verurteilt. Wer die Meinungsdictatur verteidigt, gerät in Widerspruch zu sich selbst. Wer Unrecht rechtfertigt, schließt immer einen Teufelspakt.

Aber zum Schluss noch eines. Wenn die widerlichen „Kommunisten“ zusammen mit Putin (und Trump) versuchen, uns fertigzumachen und kleinzukriegen, die Demokratie vom Angesicht des Planeten zu tilgen, werden sie, ignorant wie der Westen sich heute anstellt, nicht erfolglos bleiben. Aber Kommunisten, wenn sie noch so widerlich sind, sollten um die *Dialektik* wissen, diese wundersame Macht, die dafür sorgt, dass das Leben immer für eine Überraschung gut bleibt. Wenn in Europa die *letzten* freien Wahlen stattgefunden haben, wer weiß, ob nicht in China oder Russland die *ersten* freien Wahlen stattfinden werden. Wenn hier die Nacht einbricht, vielleicht wird es im Osten Tag. Und zwar ein Tag, den die Nomenklatura im Knast beenden wird, wie wir humanistische Europäer und Feinde der Todesstrafe hoffen. Und warum dies? Die Dialektik lässt sich nicht ins Blatt schauen. Aber eines steht fest: Kein Volk lässt sich auf Dauer unterjochen. Und das Leben lässt sich nicht auf Dauer ins Korsett pferchen.

Übrigens, sagte ich noch, habe ich – wie die Leser bereits wissen – eine Initiative „Tiananmen-Memorial Berlin“ gegründet, nachdem eure kommunistischen Vertragsbrecher und anderweitige Verbrecher in Hongkong alles abgeräumt haben. Sie sah mich an, verständnislos und schweigend.

Es war überhaupt kein sehr fruchtbares und gar kein fröhliches Gespräch. Sie verstummte bisweilen ganz, ich ereiferte mich manchmal mehr als nötig, wir fanden nirgends zusammen. Ich habe es später bedauert, so schroff und starr gewesen zu sein. Schließlich war *sie* es gewesen, die mit *mir* hatte sprechen wollen, aber ich hatte es geschafft, nicht einmal den Grund dafür herauszufinden. Wollte sie ihr Land verteidigen, meine Fehleinschätzungen korrigieren? Lag ihr daran, meine Anerkennung für die Leistungen ihres Landes zu gewinnen? Suchte sie Annäherung, glaubte, dass es mehr Gemeinsamkeiten gab als Trennendes? Ich will, um diese Fragen im Ansatz zu beantworten, nur dieses eine Mal vorausgreifen: Das Gespräch war nicht das letzte zwischen uns beiden, und kein weiteres verlief je wieder so trostlos und bedrückend. Ein Grund dafür war sicher, dass sie mir bald mit Bezug auf die Schändlichkeit der Repression gegenüber Minderheiten Recht gab; das war unverhandelbar. Nie wieder Nazis, keine Handbreit den Faschisten, wo auch immer auf diesem Planeten. Zur Frage der Meinungsfreiheit besteht dagegen leider bis heute Gesprächsbedarf. Die Antwort fällt zwar für mich genauso eindeutig aus wie im anderen Fall, aber die Materie ist einfach komplexer und die Gegenargumente sind vielleicht auf den ersten Blick stärker.

Als wir zurückkamen, war von L. keine Spur mehr zu sehen. Y., die auf dem letzten Stück Weges etwas gezwungen Small talk mit mir getrieben hatte, bat mich zu einem Grüppchen, aus dem ich X. und ihren Begleiter schon kannte.

Allerdings winkte mich bald schon Fatma an den Nebentisch hinüber, weil sie mir, in welcher Absicht auch immer, jemanden vorstellen wollte. Es handelte sich um eine junge Frau – sie war mir schon häufiger aufgefallen –, die einer der hübschesten Kursteilnehmerinnen, die ich je hatte, einer Irakerin, verblüffend ähnlich sah. Die Deutschlernerin war Christin und glücklich, den irakischen Wirren entronnen zu sein, unter denen die christliche Bevölkerung in besonderem Maß zu leiden hatte. Ich erwähne den Umstand, weil die Doppelgängerin am Nachbartisch eine jüdische Israelin war. Ich musste deshalb unwillkürlich an Abrahams Zug von Ur (im Irak) via Haran ins Gelobte Land denken. Schwarze Locken umrahmten ein Gesicht von himmlischem Liebreiz. Mir fiel das Hohelied Salomos ein, das in meiner Imagination immer schon von solchen holden Wesen bewohnt war. R. war, wie sich bald herausstellte, militante Atheistin und hatte sicher keine Ahnung, wo Abraham sich niedergelassen hatte, bevor er seinen Weg nach Westen fortsetzte; meine Assoziationen hätten sie also vielleicht eher verdrossen als erbaut, oder jedenfalls gelangweilt. Aber ich sprach ja auch kein Wort davon aus. Ich sagte überhaupt sehr wenig, sondern gab mich einige Zeit höflich-desinteressiert und hielt mich mehr an Fatma und die anderen, was schließlich entweder R.s Neugier weckte (denn sie wusste, wie schön sie war) oder sogar ihre Eitelkeit verletzte. (Man musste leider in meinem Alter wieder auf die billigsten Tricks der frühen Jugend zurückgreifen, wenn man noch halbwegs reüssieren wollte). So gelang es mir tatsächlich, sie später am Abend, als sie mit allem anderen gerechnet hätte, zu einem Spaziergang einzuladen, der nicht zufällig in meinem breiten Bett unter dem Fenster endete. Ich hab dich in meine Gemächer geführt, sagte ich, und jetzt küsst mich mit den Küssen deines Mundes, denn deine Liebe ist besser als Wein. Das gefiel ihr und sie tat es. Anmutig sind deine Wangen in den Kettchen, dein Hals in den Schnüren, sagte ich. Welche Schnüre? fragte sie. Siehe, du bist schön, meine Freundin, siehe, du bist schön, deine Augen sind Tauben, antwortete ich. Das gefiel ihr auch, denn sie war wie gesagt nicht ganz uneitel. Und ich erkannte sie.

*(Hier Celan rein?)*

[Merkwürdige Anmerkung. Paul Celan ist ein berühmter Lyriker der Nachkriegszeit. In der „Todesfuge“, seinem bekanntesten Gedicht, bemüht er sich, das Unsagbare, das unbeschreibliche Grauen der Judenvernichtung, sagbar, beschwörbar zu machen ... Es wäre sicher schwierig gewesen, den Celan hier unterzubringen. Was hatte er auch hier zu suchen, oder wie kam er in die Szene? Haben die beiden über ihn gesprochen? Das kann ich natürlich nicht wissen. Die Deutschen kommen einfach ohne ihren Holocaust nicht aus. Warum hier Celan?

„Erkennen“ für „Sex haben“ ist übrigens, wie mir der Autor bei passender Gelegenheit erläuterte, eine in deutschen Bibeln verbreitete falsche Übersetzung aus dem Hebräischen.

Fromme Übersetzer halten sie für besonders cool oder fromm oder womöglich sogar göttlich inspiriert, sie ist aber trotzdem falsch und in Wirklichkeit nur heiligmäßig preziös. Genauso falsch – sagte der Autor damals –, als würde man das deutsche Wort *vögeln* mit *to bird* ins Englische übersetzen und für einen Beleg deutscher Geistestiefe ausgeben. Und das ist ganz einfach dadurch zu beweisen, dass *erkennen* auf Deutsch schlicht nicht *ficken* heißt oder je heißen wird, man findet das einfach nicht in dem Wort, und dass dem auch keine tiefere metaphysische Bedeutung beizumessen wäre, weil *ficken* mit *erkennen* so viel zu tun hat wie *stricken* mit *mit einer pennen*, und selbst Gott könnte die Bedeutung dieses Wortes nicht ändern. (Der Autor hat sich, als er auf dieses Thema zu sprechen kam, tatsächlich etwas erhitzt, was mir merkwürdig vorkam. Solche Kleinigkeiten, sagte er, stehen für die ganze Verlogenheit und Heiligtuerei und Heuchelei von diesen Kinderf... usw., was ich jetzt unseren immer noch frommen Mit\*Menschen aber ersparen möchte ...) Was natürlich nicht heißt, dass man nicht aus dem *Kontext* ableiten könnte, was gemeint ist. Die Leser wussten ja wahrscheinlich, was es bedeuten sollte, dass er sie „erkannte“ ...]

Zu einem späteren Zeitpunkt bemerkte die Taubenäugige das Buch, das auch in Berlin schon auf meinem Nachttisch gelegen hatte, nämlich Dostojewskis „Die Erniedrigten und Beleidigten“. Zigarette rauchend und Prosecco schlürfend fragte sie mich, weil sie einerseits noch nicht müde war und andererseits keine Lust zu reden hatte, nach dem Inhalt. Ich sprach wie folgt.

Es geht in diesem Buch um einen unendlich naiven, schwärmerischen, von den Frauen aber sehr geliebten jungen Mann aus fürstlichem Hause, der großes Unheil anrichtet. Die Geschichte ist eigentlich nicht sehr bedeutend. Aber als ich das Buch durchblättere und bei meinen früheren Unterstreichungen und Kreuzchen verweilte, stieß ich wieder auf den Begriff, der mich so überrascht hatte. Der Vater des naiven Jünglings ist dessen genaues Gegenteil, ein skrupelloser zynischer Machtmensch und Hedonist, der außerdem für Leute wie seinen Sprößling – oder den Ich-Erzähler, der immerhin noch an gewisse Werte glaubt – nur Verachtung übrig hat. Er schmäht solche Menschen mit einer Bezeichnung, die ich noch nie gehört hatte, die mir aber sofort einleuchtete: als *Schillermenschen*.

Nun musste ich natürlich auch diesen merkwürdigen und mir selbst neuen Begriff *Schillermenschen* erklären. Aber die Schöne, deren Liebe besser war sogar als das Bier, das ich inzwischen aufgemacht hatte – während sie, die splitternackt mit gekreuzten Beinen auf dem Bett hockte, beim Prosecco blieb –, die Schöne verriet keine Ungeduld und lauschte interessiert.

Schiller, so erklärte ich R., die noch nie von ihm gehört hatte (nicht anders als ausnahmslos *alle* meine KursteilnehmerInnen jemals), Friedrich Schiller war also ein zumindest im 19. Jahrhundert europaweit berühmter Autor, und meine Eltern haben ihn noch in der Schule auswendig gelernt. Vom Frankreich der Revolution war ihm die Ehrenbürgerwürde verliehen worden. Und Schiller war der Verfasser des Gedichts, das Beethoven in seiner Neunten vertont hatte: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.“ Ich summt und sang ein bisschen, und R. stimmte netterweise ein, denn den Beethoven kannte sie natürlich. R. war sehr musikalisch – und immer noch sehr nackt, was ich immer weniger sozusagen ausblenden konnte. So kam es denn, biblischem Sprachgebrauch folgend, zu einem *Wiedererkennen*, d. h. wir *vögelten* einfach noch einmal, i. e. I birded her again, man. Allerdings etwas variiert, denn die „Schnüre und Kettchen“ aus dem Lied der Lieder hatten mich auf eine Idee gebracht. Wie ich schon am Vortag herausgefunden hatte, war im linken Wandschrank, dem auf Betthöhe neben dem Fenster, eine ganz nette und brauchbare Sammlung mit Sextoys angelegt, inklusive eben Schnüre und Kett(ch)en. Und so lag es denn bald vor mir, das gefesselte Täubchen, dessen schöne, aber verbundene Augen ich nicht mehr sehen konnte, und girrte vor lustvoller Qual ... (*Ausführlicher? Raus?*)

[... und schnurrte vor qualvoller Lust ... – Warum nicht einfach raus? Völlig überflüssig. DH]

Im Anschluss öffnete ich noch zwei Flaschen Bier – nachdem sie, ohne aber etwas zu bereuen, behauptet hatte, der ungewohnte Prosecco habe sie zu Dingen verleitet, die sie sonst eigentlich nicht tat oder mit sich tun ließ – und setzte mein Schiller-Referat fort. Schiller war also ein sehr „idealistischer“ Dichter, einer der Hauptverantwortlichen für die „Menschheitsreligion“, über die wir ja oben schon manches gehört hatten. Aber man darf es sich nicht zu einfach machen mit diesem bedeutenden Mann. Da war auf der einen Seite tatsächlich der Glaube an „das Gute im Menschen“, der uns Heutige oft sehr naiv anmutet. Sehen wir uns ein Beispiel an.

### *Don Karlos*

Das menschlich Gute verkörpert sich exemplarisch im Marquis Posa aus dem „Don Karlos“. Das Drama, eines von Schillers berühmtesten, spielt im Spanien des 16. Jahrhunderts bei Hofe. Der junge Edelmann Posa, ein Sympathisant der antispanischen Freiheitskämpfer in den Niederlanden, versucht, den katholisch reaktionären König auf die Seite des Fortschritts und der Humanität zu ziehen. Tatsächlich, beim Anhören eines flammenden Plädoyers entdeckt der König in sich den *Menschen*, erwägt für einen Moment, den Geboten der reinen *Menschlichkeit* Gehör zu schenken – die aber letztlich mit den rohen Machtinteressen, der Staatsräson, dem religiösen Rigorismus nicht vereinbar sind. Der König kann und will nicht „einfach Mensch“ sein und der junge Schwärmer verschwindet schließlich in den Kerkern der Inquisition. Schiller weiß also sehr gut um die Widerstände, die finsternen Mächte, die der Verwirklichung eines humanen Regiments entgegenstehen. Der Glaube an das Gute ist ja nicht gleichbedeutend mit dem Glauben an den *Sieg* des Guten auf Erden.

Aber an diesem Punkt wurde die Taubenäugige sichtbar schläfrig, diesmal wohl wegen des Biers. Sie küsste mein linkes Knie – entweder, weil es die aus ihrer Position mit dem geringsten Aufwand zu erreichende Partie meines Körpers war, oder um auf diese Weise anderen, in erotischen Kontexten funktionaleren Gliedern sozusagen eine indirekte Absage zu erteilen –, wandte sich zur anderen Seite und sagte, bevor sie einschlieft, noch zu mir: Kennst du eigentlich Paul Celan? Der ist doch Deutscher, oder? Über den würd' ich gerne mal mit dir reden. (Das war ein kurioses – wenn auch angesichts unserer soz. „ethnischen“, oder nationalen Konstellation nicht völlig unerwartbares – Zusammentreffen, hatte ich doch kurz zuvor selbst noch erwogen, Celan „reinzubringen“, s.o.)

Ich möchte noch anmerken, dass der Fatalismus des „Don Karlos“ nicht Schillers letztes Wort in Sachen „Politik und Menschheit“ war. Dieses letzte Wort werden wir später vernehmen. Vernehmen wird es irgendwann auch ein gewisser Machthaber R., an den wir uns, wenn auch ungern und voll Widerwillen, bei dieser Gelegenheit erinnern.

(Als übrigens später M., auf welchem Weg auch immer, diese Seiten widerrechtlich in die Hand bekommen hatte, übergang sie die SM-Passagen darin zwar mit Schweigen (wahrscheinlich, weil sie selbst keine eindeutige Meinung zum Thema hatte und deshalb keine Chance sah, jemanden scharf verdammen zu können; oder weil sie selbst manchmal gewissen Versuchungen erlag, wofür aber, auch nach der vorvergangenen Nacht, keine konkreten Anhaltspunkte vorlagen); sie rügte mich aber heftig dafür, dass ich, als nicht alttestamentarischer Israelit, das Hohelied für so schändliche Zwecke missbraucht und kulturell expropriert hatte. Worauf mir zunächst keine angemessene Entgegnung einfiel, genaugenommen überhaupt keine, was untypisch für mich ist. Sie schaute mich derweil und noch ein paar Sekunden länger mit böse zusammengekniffenen Augen an. Dann entspannte sich ihr schönes Gesicht ganz plötzlich, nahm sogar einen beinahe melancholischen Ausdruck an. „Ich hab's schon befürchtet: du hältst mich wirklich für doof“, sagte sie dann. „Schade. Aber wir kennen uns ja noch nicht lange. Also höre: Du darfst die Kinder nicht zuuu ernst nehmen. Wer nicht in der Jugend bisschen *woke* war, wird später nie ein rechter Spießler – hihhi. Das ist amerikanische Jugendkultur, wie Rockmusik und Levis, Flowerpower und Hiphop, und hat mit Politik nicht das Geringste zu tun. Oder so viel wie „Occupy Wallstreet“ – erinnerst du dich? – oder Schülerproteste nach einem Schoolshooting. Jedenfalls genauso nutzlos. Und überhaupt, wie war das, als *du* jung warst, hä? Gab's da nicht auch solche Sachen?



Wart ihr nie bisschen penetrant und überspannt? Aber weißt du, sie haben auch manchmal recht, diese Kinder. Oft sogar! Trotzdem darfst du sie nicht zuuuuu ernst nehmen. Und ihre feigen ProfessorInnen erst recht nicht.“ Es war zwar alles ein wenig widersprüchlich, was ich da vernahm, dennoch atmete ich auf. Es folgte ein schönes, langes Gespräch, in dem ich versuchte, Parallelen zum Zeitgeist meiner eigenen Jugend zu finden, was gar nicht schwer war – am Ende sind's doch immer die gleichen westlichen Bürgerkinder, die sich solches pseudopolitische Erlösungszeug einfallen lassen und sich selbst uneeeeeeendlich ernst- und wichtig nehmen. Der Stoff, aus dem man ebenso unendlich verlängerte Adoleszenzen macht. Es war alles sehr amüsan und, nachdem ich nun entdeckt hatte, dass sie keine Fanatikerin des Guten und sogar zu Selbstironie fähig war, kamen wir uns auch geistig noch näher. Wenn auch nicht nur. (Also nicht nur geistig.)

*Meine schwarze Sklavin sagt Nein!*

Schließlich kam ich diskret auf meine Mutmaßungen aus dem oberen Teil dieser Parenthese zurück. Es war vielleicht das erste Mal, dass ihr in meiner Gegenwart das Blut in den Kopf stieg. Es verlieh dem tiefen Schwarz ihrer Haut einen noch intensiveren Ton, wie ein scheues Strahlen. Eine winzige Nuance nur. Hätte ich sie, wachsam – aber nicht woke – wie ich war, nicht bemerkt, so wäre manches anders gekommen an diesem wolkenverhangenen Sonntag. Als sie aber begriff, dass ich begriffen hatte, wusste sie, dass sie verloren war. „Oh no!“, war alles, was sie noch sagen konnte. Ich überhörte es und schlenderte langsam und auf ein paar Umwegen zum Schrank mit dem SM-Zeug hinüber, dabei das arme, sich gerade augenrollend und händeringend in sein Schicksal ergebende, dann immer schlaffer in sich zusammensackende schöne Wesen aus den Augenwinkeln beobachtend; vielleicht pffiff ich sogar ein paar Töne durch die Zähne.)